

Simon Chevrier: „Foto auf Anfrage“

Dating-App-Blues

Von Dirk Fuhrig

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 08.04.2026

Identitätssuche in Dating-Apps und auf einem alten Foto: Der erfolgreiche französische Nachwuchs-Schriftsteller Simon Chevrier zeigt einen jungen homosexuellen Mann in seiner ganzen Zerrissenheit.

Ein junger Mann in Südfrankreich, der nicht so recht weiß, was er mit sich und dem Leben anfangen soll. Das Studium zum Englisch-Lehrer hat er geschmissen, er lebt von Tag zu Tag, zieht von WG zu WG, sucht sich Männer für Sex auf einschlägigen Dating-Apps. Wahre Liebe: stets unerwidert. Gelegentlich lässt er sich als Escort für erotische Dienstleistungen bezahlen. Körperlich ist er attraktiv. Ein Kompass oder Ziel im Leben: Fehlanzeige:

„Ich schreibe in eine Ecke der Seite ‚Frustriert‘, in fetten Buchstaben, unterstrichen. Ich beginne das Schreiben auf diese Weise, mit kleinen Notizen. [...] Wenn die Texte Form annehmen, öffne ich ein Word-Dokument und übertrage sie, manchmal streiche ich sie und fange wieder von vorn an, lese erneut, was ich geschrieben habe, und lösche alles.“

Immerhin: Er schreibt. Wenn auch offenkundig mit wenig Elan und Energie, etwas zu vervollständigen, zum Abschluss zu bringen.

Drängendes Hauptsatz-Stakkato

So ist auch dieses Buch aufgebaut: Als eine Ansammlung von kurzen Kapiteln, Abschnitten, in denen in unterschiedlichen Tonlagen einerseits tiefgründige Reflexionen und andererseits Alltags-Beobachtungen aufeinander folgen.

„Ich wache am späten Vormittag auf. Ich nehme mein Telefon und schaue die Nachrichten. Ich steige aus dem Bett, gehe wie ein Zombie Richtung Küche. Ich gieße mir einen Kaffee ein. Ich gehe ins Bad und putze mir die Zähne, mache Musik an und dusche. [...] Ich helfe meiner Schwester beim Schälen des Gemüses fürs Mittagessen. Ich lese und warte darauf, dass meine Mutter vom Einkaufen zurückkommt. Sie parkt das Auto, lässt die Tür ins Schloss fallen. Wir essen. Für den Kaffee gehen wir auf die Terrasse. Das Wetter ist schön.“

Simon Chevrier

Foto auf Anfrage

aus dem Französischen von Christian Ruzicska

Albino, Berlin

160 Seiten

24,00 Euro

Das Hauptsatz-Stakkato verleiht dem Text eine atemberaubende Kühle. Etwas untergründig Vorandrängendes. Wir spüren beim Lesen die schriftstellerische Distanz eines Erzählers, der sich und seine Umgebung scheinbar emotionslos abscaant.

Fotografische Methode

Eine fotografische Methode: Und die Fotografie nimmt eine wichtige Rolle in dieser Selbstbe-fragung ein. Der Ich-Erzähler ist fasziniert von dem Porträt eines nackten Mannes, der sei-nen Körper verrenkt, um den eigenen großen Zeh in den Mund nehmen zu können. „Daniel Schook Sucking Toe (Close-up)“ ist diese Aufnahme betitelt, die an frühkindliches Daumen-lutschen erinnert. Das stark inszenierte Bild stammt von dem US-Amerikaner Peter Hujar, ein Fotograf aus dem Umfeld von Diane Arbus und Robert Mapplethorpe, der gerade jetzt auch hierzulande wiederentdeckt wird. Er starb 1987 an den Folgen einer HIV-Infektion.

Der Ich-Erzähler ist besessen davon, zu erfahren, was aus dem jungen Mann mit den bis auf die Schultern fallenden Haaren geworden ist. Die Obsession ist nicht unbedingt erotisch, eher sieht der Erzähler in dem sich die Glieder verbiegenden Model ein Abbild seiner selbst, ein Objekt der Identitätssuche.

Es stellt sich heraus, dass der Jüngling auf dem Foto ein mittelbekannter Künstler im New York der 80er-Jahre war - der ebenfalls an Aids zugrunde ging.

„Wie könnte ich ihm vermitteln, dass mir diese Fotos mein eigenes Spiegelbild zurückwer-fen? Dass sie mich dazu befragen, wie ich meinen eigenen Körper wahrnehme. [...] Dass er ein vom Erdboden verschluckter Mann zu sein scheint, der heute so alt wäre wie mein Va-ter.“

Nach und nach kommt ganz schön viel zusammen in dieser selbstreflektiven Erzählung des orientierungslosen Jünglings aus einer gutbürgerlichen Einfamilienhaus-mit-Garten-und-Pool-Familie außerhalb von Toulouse: Die Vernarrtheit in das Bildnis des 80er-Jahre-Beaus. Der ängstliche Rückblick auf eine Vergangenheit, in der homosexuelles Leben oft mit der Gefahr einer HIV-Ansteckung verbunden war. Eine etwas vordergründige Parallelsetzung der Aids-Krise mit der Covid-Pandemie - während der die Handlung des Buchs spielt -, was recht konstruiert wirkt. Dazu das konfliktreiche Verhältnis des Ich-Erzählers zum eigenen Va-ter, der sein Anderssein schon als Kind nicht akzeptieren wollte.

Große sprachliche Kraft

Hinzu kommt ein Nachdenken über den Tod, denn der Vater ist unheilbar an Krebs erkrankt:

„Mit seinem nahenden Ende begann mein Vater über Suizid nachzudenken, über Sterbehilfe, über die Alternativen, um sich nicht dahinschwenden zu sehen. Ich weiß nicht, an welche Me-thode er dachte, aber er verbachte viel Zeit damit, im Internet Foren abzuklappern, um die verschiedenen Techniken miteinander zu vergleichen.“

Simon Chevrier packt all diese Reflexionen, Fantasmen und Prägungen seines Protagonisten auf gerade mal 150 Seiten. Die kurzen Abschnitte sind stilistisch stark verdichtet. Hier steht nirgends ein überflüssiger Satz. Die vielen Mosaiksteinchen, aus denen der Text aufgebaut ist, ergeben kein vollständiges Bild. Manches wirkt leicht oberflächlich oder gesucht bei diesen existentialistischen Impressionen aus dem Leben eines frustrierten jungen Mannes aus der Generation Z. Trotz mancher Leerstelle: In diesem Debüt steckt eine sprachliche Kraft, die einen vielversprechenden Schriftsteller erahnen lässt.